

Ken Kesey: „Seemannslied“

## Der Schatz im Müll

Von Tobias Lehmkuhl

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 24.08.2025

**Von heiligen Hunden, Öko-Terroristen und falschen Indianern: Tief in der Tradition des amerikanischen Seefahrer-Epos entfaltet Ken Kesey in seinem Alaska-Roman ein großes, von allerlei liebenswerten Sonderlingen bevölkertes Panorama des Hohen Nordens. „Seemannslied“ stellt zugleich ein frühes Werk der Climate fiction dar.**

[Leonard Cohen: „Suzanne“]

„And Jesus was a sailor  
When he walked upon the water  
And he spent a long time watching  
From his lonely wooden tower  
And when he knew for certain  
Only drowning men could see him  
He said, All men will be sailors then  
Until the sea shall free them.“

Ken Kesey hat seinem Roman „Seemannslied“ ein Seemannslied vorangestellt. Wobei, Leonard Cohens „Suzanne“ ist eher als Liebeslied bekannt. Und dennoch: Die zweite der drei langen Strophen handelt nicht von der anbetungswürdigen Suzanne, sondern von Jesus, der ein Seemann gewesen sei, schließlich konnte er übers Wasser laufen. Weiter heißt es, nur Ertrinkende hätten ihn sehen können, weshalb Jesus alle Menschen zu Seefahrern erklärt habe, auf dass das Meer sie erlöse. Bevor das aber eintreten und die Menschheit der Offenbarung teilhaftig werden können, bevor die Himmel ihre Tore öffneten, sei Jesus selbst erledigt gewesen – „he himself was broken“.

### Dritte Halbzeit

Was diese in ein Liebeslied verpackte Bibelexegese mit dem Roman zu tun hat, dem das Ganze als Motto vorangestellt ist, wird dem Leser freilich erst gegen Ende der siebenhundert spannenden, bildgewaltigen und zuweilen ungeheuer komischen Seiten von „Seemannslied“ klar. Erst einmal gilt es, sich zu orientieren, den Blick ganz weit Richtung Westen zu richten, weit über die weiten Ebenen hinaus. Es gilt, selbst die Gestade Kaliforniens und die Wälder

Ken Kesey

### Seemannslied

Aus dem amerikanischen Englischen  
von Milena Adam

Mit einem Vorwort  
von Volker Weidermann

März Verlag, Berlin 2025

704 Seiten

38 Euro

Oregons, in denen Kesey diesen Roman schrieb, hinter sich zu lassen, weiter noch gen Westen und Nordwesten sich zu bewegen, bis hinauf nach Alaska.

„Zunächst einmal sollte erläutert werden, warum Alaska. Weil Alaska nämlich das Ende ist, das Finale, der allerletzte Traum des Pioniertums. Hinter Alaska kommt nichts mehr. [...] Das letzte Stück der großen weiten Welt, der Endausscheid, um bei unserem erbärmlichen kleinen Spiel zu bleiben. Dritte Halbzeit ...“

„Into the wild“, „In die Wildnis“ heißt ein später verfilmtes Buch des Bergsteigers und Reisejournalisten Jon Krakauer aus dem Jahr 1996, das eindringlich von der Strahlkraft Alaskas als Ort der Abenteuer, als Anziehungspunkt vieler Naturromantiker erzählt, ebenso wie von den Gefahren, die von einem naiven Glauben an ein ursprüngliches Leben in der Wildnis ausgehen. Alaska ist längst kein weißer Fleck auf der Landkarte mehr, aber es war damals und ist auch heute nach wie vor eine Projektionsfläche für Träume von einem besseren Leben, umso mehr, je reglementierter das Dasein in der sogenannten Zivilisation erscheint. Die Vorstellung von Freiheit und unberührter Natur wird gleich zu Beginn von Kesey's „Seemannslied“ allerdings durch die Müllkippe konterkariert, neben der der Wohnwagen des Helden steht: Ein großer stinkender Berg, bewohnt von einer Rotte müllfressender Schweine. Dieser Müllberg trennt Isaak „Ike“ Sallas von der Stadt Kuinak, doch bevor wir Ike näher kennen lernen, erfahren wir, was es mit dieser Stadt auf sich hat.

„Und warum Kuinak? Wenn Alaska der letzte Ausweg des amerikanischen Traums ist, dann ist Kuinak die letzte Bastion am Ende des Weges. Dank seiner einzigartig geschützten Lage ist Kuinak von den Verheerungen des einundzwanzigsten Jahrhunderts erstaunlich unberührt geblieben. Die Temperaturen sind mehr oder weniger wie immer, in der Regel zwischen 3 und 18° C im Sommer und –1 bis –14° C im Winter, die Rekordtemperaturen reichen von –43° C im Winter '89 bis zu den gar nicht mal so unangenehmen 37° C beim berühmten Inferno vom Vierten Juli, als das Thermometer in der Hauptstadt auf 48° C kletterte und alle Kirschbäume starben.“

### **Der Dumme hat rechter**

Der Ort ist so fiktiv wie die angedeutete Katastrophe. Und doch stellt sich die Frage: Von welchen Verheerungen des 21. Jahrhunderts ist hier die Rede? Erschien der Roman nicht bereits 1992, in einer, aus heutiger Sicht, geradezu idyllischen Zeit der Hoffnung und des Aufbruchs nach 1989? Freilich konnte man schon 1992 von der Erderwärmung wissen, auch früher schon, denn Ken Kesey begann bereits Anfang der achtziger Jahre an seinem letzten Roman zu arbeiten. Es brauchte also keiner besonderen prophetischen Gabe, um Ende des 20. Jahrhunderts vorauszusehen, dass es im 21. Jahrhundert zu vielfältigen Verheerungen kommen würde, die Erderwärmung und den Erfolg populistischer Politiker. Den hatte, wie der Kleinstadtjournalist Altenhoffen weiß, schon Alexis de Tocqueville vorhergesehen.

„Vor hundertfünfzig Jahren warnte der französische Philosoph Alexis de Tocqueville in Über die Demokratie in Amerika davor, dass eine unaufgeklärte Mehrheit ein Instrument der Tyrannei zu werden droht, wie es sich auch die blutigste europäische Monarchie in Europa nicht hätte ausdenken können. Und da unser Präsident zur Zeit an die niedersten Instinkte der amerikanischen Bevölkerung appelliert, um für den Export unseres Nationalmottos zu

werben – ‚Der Dumme hat immer rechter als der Schlaue, weil wir mehr sind‘ – scheint das Szenario, vor dem Tocqueville warnt, bittere Realität zu werden.“

## **Pynchon und Melville**

Aber das dystopische Element steht erst einmal ganz im Hintergrund von „Seemannslied“. Im Vordergrund versperrt die Müllkippe den Blick auf Kuinak, im Vordergrund steht ein großes Segelschiff, mit dessen Eintreffen der Roman eröffnet, im Vordergrund steht Ike Sallas, ein Burnout-Patient mit formschöner Nase und kummervollem Blick, wie es einmal heißt, und nach und nach erhebt ein ganzer Reigen kurioser und verschrobener Figuren vor den Augen des Lesers und der Leserin: Ikes Mitbewohner Greer, ein Rastafari, dessen erotische Energie die Bewohnerinnen des Ortes in Bann schlägt, allen voran Louise Loop, die Tochter des leidenschaftlichen Bowlingbahnbetreibers Omar Loop. Da wäre der bereits erwähnte Journalist Altenhoffen, der für sein kleines selbstgedrucktes Blatt, den Kuinak Bay Beacon, brennt, als wäre es die New York Times, und da wäre vor allem Alice Carmody, eine Indigene, die mit Ike und Greer und einigen anderen eine Art Fischereikooperative betreibt, deren Chefin sie auch ist.

„Mit einem kurzen Ruck an der Leine löste Ike den Knoten und zog die Schlaufe über den Poller, sodass er zum Ablegen nicht von Deck gehen musste. Das hatte ihm Carmody gezeigt; aus dem Ellenbogen, nicht aus dem Handgelenk. Während er die nasse Leine aufwickelte, rief er Greer zu: ‚Komm rauf und mach das Heck los! Wenn wir nicht wenigstens ein paar Stunden einbuchen, straft uns Admiral Alice tagelang mit ihrem grimmigen Blick.‘ Greer brauchte drei Anläufe, um den Knoten zu lösen. Mit dem Heck voran glitt der Kutter in die schaubekrönte Strömung. Ike stand am Steuer, doch er ließ ihn von selbst hinaustreiben, ohne einen Gang einzulegen, und sah zu, wie der morsche Rumpf sich vom Pier löste.“

„Seemannslied“ steht gerade in den Passagen, die auf den Wellen spielen, tief in der Tradition amerikanischer Seefahrer-Literatur. So detailversessen Herman Melville in „Moby Dick“ die Waljagd beschreibt, so präzise und bis in den kleinsten Handgriff hinein höchst anschaulich beschreibt Ken Kesey den Fang Pazifischer Lachse. Ansonsten aber ist er, auch wenn sein Buch epische Länge besitzt, kein Autor des 19., sondern erkennbar einer des 20. Jahrhunderts. Immer wieder meint man einen Thomas Pynchon-Ton herauszuhören, einmal wird auch direkt auf den Pynchon-Roman „Die Versteigerung von No. 49“ angespielt. Vor allem die Leichtigkeit des Tons erinnert an Pynchon, der bisweilen ans Abgedrehte grenzt, das Gefühl, hier haben die Figuren, hier hat vielleicht auch der Autor was geraucht.

## **Wurzeln der Wut**

Es ist allerdings nicht so sehr der postmoderne Budenzauber, den Kesey an Pynchon bewundert. Kesey neigt nicht zu rätselhaften inhaltlichen Verschränkungen, sein Plot ist vielmehr recht schlicht. Was ihn an Pynchon eher fasziniert haben dürfte, ist dessen Kunst, E- und U-Kultur, Alexis de Tocqueville und Leonard Cohen, harmonisch zu verbinden. Beiden Schriftstellern eigen ist auch die Kunst der lebhaften Figurenzeichnung. Womit wir wieder bei Alice Carmody wären.

„Man nannte sie die angriffslustige Aleuten-Alice, dabei war sie gar keine Aleutin, sondern eine der letzten echten Kuinak. (...) Nach dem ersten Drink traf es vielleicht den Barmann

oder die Kellnerin, oder welches Sackgesicht auch immer ihr diese schale Pisse als Bourbon verkaufen wollte. Nach dem zweiten ging sie auf alle Deppen in diesem Laden los, die blöd genug waren, diese Plörre auch noch zu trinken. Nach dem dritten weitete sich der Radius von Alices Zorn auf dieses gesamte Drecksloch von Stadt aus, mit allem, was dazugehört – das verdreckte Meer, der raue Himmel, der ätzende Wind ... die scheußliche lange, dunkle Nacht. Am Tag danach ließ sie den Kopf hängen, sprach wieder leise und war halbwegs verträglich. (...) Mit jedem Jahr brauchte die rasende Furie weniger Alkohol, um zum Vorschein zu kommen, es reichte schon der Hauch einer Kränkung. Die Wurzeln ihrer Wut suchten neuen Nährboden, breiteten sich unter der Erde in alle Richtungen aus.“

Alice ist die Mutter eines gewissen Nicholas Levertov. Ihr Sohn hatte die Stadt vor langer Zeit verlassen, und mit seiner erstaunlichen Rückkehr nach Kuinak setzt der Roman ein, erstaunlich, weil Levertov mit einem gigantischen Segelschiff und einer ganzen Filmcrew eintrifft. Die Produktionsfirma Foxcorp will ein anrührendes Kinderbuch namens „Shoola und der Seelöwe“ verfilmen. Was nach einer authentischen, in Alaska angesiedelten Ureinwohner-Geschichte klingt – die Autorin soll eine gewisse Isabella Anootka sein –, ist in Wirklichkeit das Werk einer pensionierten Mathe-Lehrerin aus New Jersey. Das ist Alice durchaus bewusst, aber als sie das Buch noch einmal liest, entdeckt sie im Impressum, wer das Buch illustriert hat, und da wird es ihr dann doch zu viel.

„Scheiße. Joseph Adam Liebowitz! Da scheiß mir doch einer 'nen Fisch. Nicht nur ein Tellerauge, sondern auch noch ein amerikanisch-jüdischer Mann. Da scheiß mir doch einer 'nen fetten, toten Drecksfisch, manch eine schöne Illusion hätte ruhig unzerschlagen bleiben dürfen.“

### **Mythologie der Schlittenhunde**

So etwas wie das „wahre“ Alaska entpuppt sich auf den ersten Seiten des Romans damit schon als Illusion. Um Authentizität aber geht es der Filmcrew ohnehin nicht. Obwohl Kuinak nicht einmal der Ort ist, an dem die Erzählung der fiktiven Ureinwohnerin spielt, will man hier mehr als nur einen Film drehen: Der Ort soll nach dem Dreh in einen Vergnügungspark verwandelt werden, eine Kulissenstadt, die Touristen ein pseudo-authentisches Indigenen-Leben vorgaukelt. Damit hat vor Ort erstaunlicherweise niemand ein Problem, im Gegenteil, man freut sich, wie sauber plötzlich die Fassaden blitzen und erwartet, dass für jeden ordentlich etwas dabei herauspringt. Nicht zuletzt die Mitglieder des maßgeblichen Vereins der Stadt, des „Loyal Order of the Underdogs“, hoffen auf sprudelnde Geldquellen. Hunde, vor allem Schlittenhunde, spielen in der Kultur und Mythologie Alaskas eine große Rolle, eine so große Rolle, dass die Mitglieder des Underdog-Ordens nicht nur verstorbene Vierbeiner mit tränenreichen Reden zu Grabe tragen, sondern sogar selbst agieren wie ihre treuen Gefährten, wenn sie Zustimmung oder Ablehnung mit Bellen oder Knurren signalisieren. So ist die Tierwelt, nicht nur in Gestalt der zahlreichen Hunde, Schweine, Fische und Seelöwen in „Seemannslied“ präsent, sondern als Teil der Menschen selbst.

„Unter leisem Grollen stand Altenhoffen auf. Er hob einen Finger. ‚Ich fasse mich kurz‘, versprach er und holte tief Luft. ‚Herr Vizepräsident ... verehrte Hundsbrüder ... liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger ... Unter Berücksichtigung des historischen Engagements

unseres Verbands bei zahlreichen unvergesslichen Veranstaltungen in der glorreichen Vergangenheit möchte ich die Frage aufwerfen – ‘,Grrr’, warnten die Mitglieder. Sie waren mit (Altenhoffens) wortreichen Vorreden bestens vertraut. ‚Die Frage lautet folgendermaßen‘, sprach er hastig weiter, ‚Mit welchem Vorgehen gedenken die Underdogs, sich bei dem bevorstehenden Actionfilm einen angemessenen Bissen zu sichern?’ Bellend wurde die Unterstützung seines Anliegens kundgetan.“

### **Beschwingte Übersetzung**

Ken Kesey's satirischer Alaska-Roman geht auf intensive Recherchen zurück, die der Autor vor Ort gemacht hat, wie Milena Adam, die das Buch auch tadellos, ja geradezu beschwingt übersetzt hat, in ihrem informativen Nachwort erläutert. Der fiktive Ort Kuinak hat sein Vorbild in der kleinen Stadt Cordova in der Nähe des Prinz William-Sunds. Nur auf dem Land- und Seeweg zu erreichen, lebt der Ort von der Fischerei und der Erdölindustrie. Ohne selbst zur See gefahren sein, hat Kesey die Fischer im Städtchen Cordova mit Fragen zum Fischfang gelöchert, wie die Übersetzerin, die auf den Spuren des Autors selbst nach Alaska gereist ist, berichtet.

In Cordova hat Kesey auch die imposante Landschaft studiert, und in Sagway, einem größeren nicht-fiktiven Ort etwas weiter östlich, eine ganze Episode angesiedelt, die sich um einen Sektenführer dreht, der seine Anhänger mit apokalyptischen Reden traktiert. An dieser Stelle darf man an Ken Kesey's Zeit als einer der ersten Hippies denken, an die sechziger Jahre, als sich in den USA so manche krude Sekte etablierte, darunter die „Family“ von Charles Manson. In „Der Electric Kool-Aid Acid Test“, Tom Wolfes Reportage über Ken Kesey und die „Merry Prangsters“, mit denen Kesey eine Kommune gegründet hatte und im psychedelischen Schulbus unterwegs war, trägt Kesey selbst Züge eines vermeintlichen Heilsbringers. Wolfe beschreibt ihn geradezu als Superhelden, von leuchtendem Äußeren und beircendem Wesen.

„Er sieht ein bisschen wie Paul Newman aus, nur dass er viel muskulöser ist, eine dickere Haut hat und ihm dicke blonde Locken um den Kopf wuchern. Obendrauf ist er fast schon völlig kahl, aber irgendwie passt das gut zu seinem mächtigen Nacken und der allgemeinen Preisringererscheinung. Schließlich lächelt er ein wenig. Es ist komisch, aber in seinem Gesicht ist nicht eine einzige Falte zu sehen. Nach all den Verfolgungsjagden und dem Theater mit der Polizei sieht der Mann aus, als hätte er gerade drei Wochen in einem Kurbad hinter sich; heiter und gelassen, ehrlich.“

### **Schlag auf den Solarplexus**

Ken Kesey allerdings war kein Apokalyptiker, der mit Wortgewalt und glühenden Augen die Menschen für seine Zwecke einspannte wie jener Sektenführer in „Seemannslied“ es tut, bis er von Ike Sallas einen mächtigen Schlag auf den Solarplexus verpasst bekommt. Kesey war vielmehr ein fröhlicher Performer, der mit seinen Hippiefreunden durch die USA tourte und später zehn Jahre lang an einem Roman voller liebevoll gezeichneter Figuren arbeitete. Und diese Figuren, auch die Bösewichte, stehen einem plastisch vor Augen. Häufig hat Kesey sie als durchaus ambivalent angelegt, so im Fall von Nicholas Levertov. Ist er tatsächlich zurückgekehrt, um einen Film zu drehen? Oder um Rache zu nehmen? An seiner Ex-Frau und an deren Familie? Oder an Ike Sallas, mit dem er zusammen im Gefängnis saß, und der

sein dunkles Geheimnis kennt? Ist er es, der Omar Loop, wie es heißt und wie auch immer das gehen soll, eine Bowlingkugel an die Hoden getackert und im kalten Nordpazifik versenkt hat? Sind die Filmleute allesamt nur Marionetten in seinem großen Racheplan und kann Ike Sallas verhindern, dass noch mehr Menschen sterben? Mag die skurrile Handlung geradezu nach einer Verfilmung schreien, mag die Liebesgeschichte zwischen Ike Sallas und einer weiteren Hauptfigur des Romans vorhersehbar sein, mag auch die Kritik an der Unterhaltungsindustrie in Gestalt von Foxcorp plakativ wirken – „Seemannslied“ ist großes Kino, aber eines der ironischen und nicht der pathetischen Sorte.

„Alice lauschte. Ein infernalisches Jaulen kam von der planierten Ebene hinter der Landspitze. Sie enttäuschte sie nur ungern, sagte sie dem Mädchen, aber es handele sich höchstwahrscheinlich nicht um Monster. Sie hatte letzte Woche etwas Ähnliches auf der anderen Seite der Stadt vernommen, und sie war sich sicher, dass die gleichen Übeltäter dahintersteckten. ‚Schweine und Bären, die sich um den Müll schlagen. Ich finde das recht melodisch. Das Quieken der Soprane und das Grollen der Baritone? Das klingt doch nach einer romantischen Oper. Ach, scheiße.“

### **Rache der Natur**

Der dystopische Grundzug einer von den Auswüchsen der Moderne verheerten Welt wird am Ende des Romans überlagert von der utopischen Vorstellung einer Rache der Natur, die die Menschen jedoch nicht tötet, sondern lediglich ihrer Mittel beraubt, weiter Raubbau an ihr zu treiben – Rache in Gestalt eines gewaltigen elektromagnetischen Sturms, der Ike Sallas erwischt, als er auf einem Schlauchboot auf den Wellen vor Kuinak treibt. Seine darauffolgende Odyssee erinnert, wenn der Vergleich auch ein wenig hochgegriffen ist, an die zentrale, fünfzig Seiten lange Szene in Joseph Conrads „Nostromo“, in der der Held ruderlos auf offener See hin- und hergeworfen wird.

Was am Ende bleibt, und darin ist Ken Kesey ein ur-amerikanischer Autor, ist eine unerschütterliche Zuversicht. Wie die frühen Pioniere, und wie auch Suzanne in Leonard Cohens Lied, gibt er die Hoffnung nicht auf, dass die Dinge sich irgendwann richten werden und sich noch im Müll ein Stückchen Gold finden lässt.

[Leonard Cohen „Suzanne“]

„Now, Suzanne takes your hand  
And she leads you to the river  
She is wearing rags and feathers  
From the Salvation Army counters  
And the sun pours down like honey  
On our lady of the harbor  
And she shows you where to look  
Among the garbage and the flowers.“